

Insel Verlag

Leseprobe

Bayard, Louis

Die Geheimnisse des schwarzen Turms

Ein Roman aus dem Paris des Jahres 1818
Aus dem Amerikanischen von Silwia Morawetz

© Insel Verlag

978-3-458-17497-4



LOUIS BAYARD

DIE
GEHEIMNISSE
DES
SCHWARZEN
TURMS

Ein Roman
aus dem Paris des Jahres 1818

Aus dem Amerikanischen
von Silvia Morawetz

Insel Verlag

Die Originalausgabe erschien 2008 unter dem Titel
The Black Tower bei William Morrow,
an imprint of HarperCollins Publishers, LLC.
Copyright © 2008 by Louis Bayard

© der deutschen Ausgabe Insel Verlag Berlin 2011
Alle Rechte vorbehalten, insbesondere das der Übersetzung,
des öffentlichen Vortrags sowie der Übertragung
durch Rundfunk und Fernsehen, auch einzelner Teile. Kein
Teil des Werkes darf in irgendeiner Form (durch Fotografie,
Mikrofilm oder andere Verfahren) ohne schriftliche
Genehmigung des Verlages reproduziert oder unter
Verwendung elektronischer Systeme verarbeitet, vervielfältigt
oder verbreitet werden.

Druck: CPI – Ebner & Spiegel, Ulm
Printed in Germany

ISBN 978-3-458-17497-4

I 2 3 4 5 6 – 16 15 14 13 12 11

Zum Andenken an meinen Vater

*Leiden und dulden ist das Erste,
was ein Kind lernen muß
und was zu verstehen
ihm am nöthigsten sein wird.*

Jean-Jacques Rousseau

TEIL 1
SAINT-CLOUD

13. Thermidor 11

1tes Zusammentreffen mit Gefangenem: kurz nach 1 Uhr nachts. Gefangener allein in Zelle. Hat Abendessen nicht angerührt. Genauso Frühstück.

Gestank extrem, bereits durchs Gitter riechbar. Muss mit Barras über Haftbedingungen sprechen. Exkrementhaufen überall. Urin, Schweiß, Schimmel, verfaulte Haut. Übermaß an Ratten. Maden, Kakerlaken, Läuse.

Gefangenen auf Pritsche vorgefunden, ungef. so groß wie eine Wiege. (Gefangener will aus unbekanntem Grund nicht im Bett schlafen.) Knöchel steht in unnatürlichem Winkel hervor. Knie & Handgelenke extrem geschwollen, blau & gelb.

Gefangener hat nur Fetzen schmutziger Kleidung am Leib, zerlumpte Hose. Kleidet sich schon lange nicht mehr an oder aus. Rippen unter der Haut deutlich erkennbar. Arme & Beine v. oben b. unten m. Wunden überzogen; eiternd. Körper v. Kopf b. Fuß m. Ungeziefer bedeckt. Wanzen & Läuse überall in Laken & Decke.

Gefangener fuhr beim Öffnen der Tür zusammen. Leichte Drehung des Kopfes in unsere Richtung, sonst keine Regung. Öffnete Augen einen Spalt breit, als ich Kerze vors Gesicht hielt, schloss sie sofort wieder. Licht äußerst schmerzhaft. Gefangener dürfte mindestens 6 Monate lang kein Licht ge-

sehen haben, muss womöglich als funktionell erblindet betrachtet werden.

Zunächst keine Antwort des Gefangenen, als ich ihm einen guten Morgen wünschte. Reagierte nicht auf Fragen. Schwache Ausatmung durch (schaumbedeckte) Lippen. Große Spinne, halsaufwärts kriechend. Entdeckte Ratte, die am Haar des Gefangenen fraß; m. Mühe entfernt. Dies veranlasste Gefangenen zu ersten Worten, einem Dank an mich.

Bat Gefangenen aufzustehen. Gefangener lehnte ab. Nach wiederholtem Bitten versuchte er es, entbehrte aber der Kraft. Konnte gestützt 2 Schritte gehen – allem Anschein nach äußerst schmerzhaft. Gefangener sackte sofort zusammen, als ich meinen Arm wegnahm. (Wärter, der während gesamter Befragung anwesend war, lehnte ab, mir beim Aufrichten des Gefangenen zu helfen.)

Nachdem ich Gefangenen wieder auf seine Pritsche gehoben hatte, versprach ich, am nächsten Morgen wiederzukommen, um Behandlung zu beginnen. Bei diesen Worten bat Gefangener mich kaum hörbar, mir keine Umstände zu machen. Äußerte, es sei sein innigster Wunsch zu sterben. So schnell, wie Gott es ihm gewähre.

Muss mit Genrl. Barras re. Zellensäuberung sprechen. Gefangener muss auch mehr Licht haben. Behandlung des Knies von vordringlicher Wichtigkeit. Baden täte Gefangenem wohl, Bewegung – Kontakt m. Familie, Freunden, irgendwem. Muss auch

Was haben wir getan!

Der Bettler an der Ecke

Ich habe ein gewisses Alter erreicht – bin alt genug, um alle Torheiten begangen zu haben – und stelle zu meiner eigenen Überraschung fest, dass ich nur einen Rat geben kann, diesen nämlich: Sieh zu, dass dein Name nicht in der Hosentasche eines Toten gefunden wird.

Apropos Name. Meiner ist Hector Carpentier. Neuerdings *Professor* Carpentier von der *École de Médecine*. Mein Spezialgebiet ist die Venerologie, ein zuverlässiger Quell der Erheiterung für meine Studenten. »Kommt mit«, sagen sie. »Carpentier erzählt uns heute alles über das zweite Stadium der Syphilis. Ihr pimpert nie wieder.«

Ich wohne in der Rue du Helder, zusammen mit einer orangen Tigerkatze namens Baptiste. Meine Eltern sind tot, ich habe keine Geschwister, und mit Kindern bin ich bisher nicht gesegnet. Kurzum, ich bin alles an Familie, was ich besitze, und in Momenten der Ruhe wandern meine Gedanken manchmal zu den streng genommen mir nicht verwandten Menschen, die mir einmal – eine Zeitlang zumindest – das gewesen sind, was Familie ausmacht, im Guten wie im Schlechten. Würde man mich peinlich genau befragen, müsste ich zum Beispiel zugeben, dass ich mich an meine Kommilitonen aus dem Medizinstudium besser erinnere als an meinen eigenen Vater. Mutter wiederum ... ist mir nach den vielen Jahren zwar immer noch ziemlich präsent, in mancher Hinsicht aber nicht so real wie Charles. Der vielleicht nicht ganz und gar real war, aber zeitweise für mich meine Familie.

Jedes Mal, wenn ich eine Penta sehe, muss ich an ihn denken. Ein flüchtiger Blick genügt, und ich stehe wieder im Jardin du Luxembourg, irgendwann im Mai. Schau einem hübschen Mädchen nach (wie es den Schirm hält, ja, und die Handschuhe, dieses satte Buttergelb), und Charles grübelt über Blumen. Immerzu grübelt er über Blumen. Jetzt pflückt er sogar eine und hält sie mir hin: eine Penta, der Stern von Ägypten.

Fünfarmig, daher der Name Penta. Zarter als ein Wispern. Stellen Sie sich einen Seestern vor, vom Grund des Ozeans heraufgeholt und ... ach, ich finde nicht die richtigen Worte dafür. So bemerkenswert ist die Penta eigentlich ja nicht, aber wie sie da in seiner hohlen Hand liegt, ist sie mir doch nicht einerlei, so wenig wie alles andere: der schottische Terrier, der auf einer Bank schnarcht, der Schwan, der sich im Springbrunnen die Rumpffedern putzt, die dunkle, bemooste Leonidas-Statue. Ich bin das Maß dieser Dinge, sie sind meines, und wir alle – sind uns vermutlich genug.

Natürlich, unsere Lage ist unverändert. Wir sind immer noch Gezeichnete, er und ich. In diesem Augenblick aber kann ich mir ein Gran Gnade vorstellen – die Möglichkeit, meine ich, dass wir zu etwas anderem bestimmt sind. Und das alles wegen dieser albernen Blume, über die ich an jedem anderen Tag hinweggeschritten wäre wie über einen Teppich.

Ich musste letztens an ihn denken, denn erst vorige Woche bekam ich einen Brief von der Herzogin von Angoulême. (Sie befindet sich auf dem Familiensitz des Grafen Coronini in Slowenien.) Der Umschlag war rundum mit Marken zugekleistert, und der Brief selbst, geschrieben mit wie üblich zaghafter Hand, war in der Hauptsache eine Abhandlung über den Regen, besiegelt mit Gebeten. Ich fand ihn tröstlich. Gerüchteweise heißt es, die Herzogin verfasse

ihre Memoiren, aber das glaube ich nicht. Keine Frau hat ihr Privatleben fester in ihrem Busen verschlossen. Und dort wird sie es auch behalten, nehme ich an, bis der Leichenbeschauer ihr versichert, dass sie tot ist.

Das kann noch lange hin sein. Gott ist in der Beziehung komisch. Je mehr seine Diener nach seiner Gegenwart schmachten – und das tut die Herzogin zweifellos –, desto länger fesselt er sie an die Mühsal des Irdischen. Nein, die Blasphemiker, die möchte er in die Finger kriegen. Monsieur Robespierre zum Beispiel. Auf dem Höhepunkt des Terrors befand Robespierre, der Name »Gott« schmecke gar zu sehr nach Ancien Régime. In seiner Eigenschaft als Chef des Wohlfahrtsausschusses erklärte er, Gott werde künftig als Höchstes Wesen bezeichnet. Aus Anlass dieser Beförderung Gottes wurde irgendein Fest veranstaltet, glaube ich, eine Parade vielleicht. Ich war erst zwei.

Als Robespierre sich ein paar Monate später mit halb weggeschossenem Gesicht stöhnend zum Galgen schleppte, legte er sich da im Geiste schon Rechtfertigungen zurecht? Wir werden es nie erfahren.

Für Memoiren blieb keine Zeit.

Ich selbst habe unendlich viel Zeit, aber falls ich mein Leben aufschreiben sollte, würde ich sicher nicht mit den üblichen Kniefällen beginnen – den vielen Vorfahren mit ihren Helmbarden, meine ich, den Ammen, die einen mit schwierigen Händen auffangen. Nein, ich müsste mit Vidocq beginnen. Und vielleicht auch mit ihm enden.

Ein seltsames Eingeständnis, ich weiß, wenn man bedenkt, dass ich nur wenige Wochen in seiner Gesellschaft verbracht habe. Fünfzehn Jahre sind vergangen, in denen ich praktisch nichts von ihm gehört habe. Warum also sollte ich mir die Mühe machen, mich noch einmal der schrecklichen Sache zuzuwenden, die uns zusammengeführt hat?

Jedenfalls nicht, weil ich mir Hoffnung mache, dass man mir glaubt. Wenn überhaupt, schiebe ich, damit ich selbst es glauben kann. Ist das wirklich geschehen? Genau so? Mir bleibt nichts anderes übrig, als alles so exakt, wie ich es vermag, niederzuschreiben und abzuwarten, was mich dann anblickt.

Und wie schnell sich Zeit verflüchtigt. Ich brauche bloß die Augen zuzumachen, dann sind zwei Jahrzehnte wie weggeblasen, und ich befinde mich abermals ...

Im Jahr 1818. Dem nach offizieller Zählung dreiundzwanzigsten Jahr der Regentschaft Louis des Achtzehnten. Margere drei Jährchen ausgenommen hat seine Majestät dieses Regierungsamt allerdings andernorts versehen: in einem Versteck, wie ein Herzloser vielleicht sagen würde, während ein gewisser Korse Europa zu seinem Fußschemel machte. Doch das ist nicht mehr von Belang. Der Korse ist (wieder) eingesperrt, die Bourbonen sind abermals am Ruder, die Kämpfe haben ein Ende, die Zukunft ist wolkenlos.

Dieses merkwürdige Interregnum in der französischen Geschichte hört auf den Namen »Restauration«, was heißen soll, dass das französische Volk nach sinnlosen Experimenten mit Demokratie und Kaisertum zur Besinnung gekommen ist und die Bourbonen zur Rückkehr in die Tuileries aufgefordert hat. Die vorausgegangenen Unannehmlichkeiten werden nicht erwähnt. Wir haben so viel Politik erlebt, dass wir auf Lebenszeit genug davon haben, und wir wissen jetzt, dass einen harten Kurs zu fahren heißt, einen tiefen Sturz zu riskieren.

Ich selber weiß das auch – obwohl ich noch sehr jung bin, als diese Geschichte ihren Anfang nimmt, so jung, dass ich mich kaum wiedererkenne. Vier Jahre habe ich noch bis zu den Dreißig, bin dünn, rosig und erkälte mich leicht.

Mein Vater ist seit gut anderthalb Jahren tot. Er hat mir und Mutter das Haus hinterlassen, in dem ich aufgewachsen bin, und dazu ein Stück unerschlossenes Land in der Chaussée d'Antin, das ich durch schlechte Spekulationen bereits verloren habe. Um genau zu sein, ich war der Hauptinvestor in eine hübsche, knochige Tänzerin namens Eulalie. Sie hatte dunkle Augen und ein Lächeln, das verstohlen von hinten um ihren Kopf zu lugen schien, und wie sie auf sanfte Art ihre Handgelenke knacken ließ, das verlor nie seinen Zauber.

Ich habe sagen hören, Dinner und Theater, Kutschen und Handschuhe, das alles koste in Paris doch kein Geld. Das ist sicher richtig, solange man nicht derjenige ist, der es bezahlt. Und bezahlt hat Eulalie in der Zeit, in der ich sie kannte, nie etwas – das war Teil ihres Reizes –, und als sie auf mein Drängen hin zugab, dass sie dem Schneider zweitausend Francs, dem Polsterer weitere dreizehnhundert und Gott weiß wem sonst noch wie viel schuldete, war es das Natürlichste auf der Welt, das Land meines Vaters zu verkaufen und mit schmutzigen Schuhen stets in ein- und demselben schwarzen Anzug herumzulaufen.

Nach einer Weile erfuhr ich, dass das Geld an einen Gerichtsassessor namens Cornu ging, der Eulalie fünf Jahre und zwei Kinder lang Gesellschaft geleistet hatte.

Sie hatte Szenen schon immer verabscheut, und so ging es bei uns ohne ab. Sie hat mir einen Keller voller Erinnerungen hinterlassen, und dort verbringe ich in diesen Anfangstagen der Restauration die meiste Zeit. Stöbere herum. Meine Mutter und ich wohnen im Quartier Latin und nehmen, um das verlorene Vermögen wettzumachen, Logiergäste auf, meist Studenten von der Universität. Mutter führt mit ihrer Spitzenhaube den Vorsitz am Esstisch; ich repariere, was leckt. Auch was knarrt, wenn ich es kann. (Die Balken im zweiten Stock sind ein wenig angefault.) In

meiner freien Zeit treibe ich mich in den Laboratorien der Universität herum, wo Dr. Duménil, ein alter Freund meiner Familie, es duldet, dass ich Experimente anstelle, über deren Zweck niemand so recht schlau wird. Ich sage immer, ich befände mich mitten in der Arbeit an einer Monographie, aber mitten in der Arbeit an dieser Monographie befinde ich mich praktisch seit zwei Jahren. Das Einzige, was ich davon wirklich fertig habe, ist der Titel: »Die therapeutischen Wirkungen des Tiermagnetismus in Verbindung mit diversen Methoden des alten Orient ...«

Ach, ich verschone Sie damit. Als ich den ganzen Sermon einmal vor meiner Mutter herunterrasselte, nahm ihr Gesicht einen Ausdruck von so bodenlosem Gram an, dass ich beschloss, nie wieder ein Wort darüber zu verlieren – und so gut wie beschloss, das Vorhaben ganz aufzugeben. Wäre ich mutiger gewesen, hätte ich es getan.

Wieso habe ich die Monographie überhaupt erwähnt? Ach ja! Weil ich an dem fraglichen Morgen aus dem Laboratorium nach Hause komme. Nein, das ist nicht ganz richtig. Ich komme aus dem Père Bonvin.

Es ist Montag. Der dreiundzwanzigste März. Frühling, um genau zu sein, obwohl der sich in Paris immer mit Verspätung herumspricht. Erst eine Woche zuvor war eine grüngraue Eisregenfront über uns hergefallen wie ein böser Hausgast. Die bewährten Unterschiede zwischen Luft und Wasser lösten sich auf. Überall hört man platschende Schritte – die eigenen, die des Mannes hinter und die der Frau vor einem –, und überall tost ein flüssiges Dunkel, als seien wir alle miteinander Frösche in einem untergegangenen Königreich.

Schirme sind nutzlos. Du stülpest dir den Hut so fest auf den Kopf, wie es geht, stellst alle Aufschläge hoch und gehst weiter. Auch wenn du nirgendwohin musst – geh!

Ja, das beschreibt mich ganz treffend, als ich in die Rue

Neuve-Sainte-Geneviève einbiege: finster entschlossen, aber eigentlich ohne bestimmtes Ziel. Bloß heim. Die Straße ist leer, bis auf Bardou, der grußweise leicht den Kopf hebt. Bardou ist meine wichtigste Koordinate, denn er hält an der Ecke Wache, und das bei jedem Wetter. Angeblich hat er seinen Arm in einer Papiermühle verloren, soll schon lange her sein, und obwohl er jetzt gelegentlich als Kirchendiener aushilft, kehrt er immer wieder an seinen Stamplatz bei dem verfluchten Brunnen zurück. Ich werfe ihm im Vorübergehen jedes Mal ein, zwei Münzen hin (neuerdings öfter Kupfer als Silber), und er bekundet mir seinen Dank dadurch, dass er den Kopf ein kleines Stück zur Seite neigt. Das ist unser Ritual und im Großen und Ganzen doch tröstlich.

An diesem dreiundzwanzigsten März jedoch wird das Ritual auf ziemlich schockierende Weise gestört. Und zwar von Bardou selbst, der den beispiellosen Verstoß begeht und mich ansieht. Mir von schräg unten das Gesicht zuwendet und mich mit voller Absicht fixiert.

Schilt er mich wegen meines Geizes? Es ist, zugegeben, mein erster Gedanke, aber als ich weiter meinem Haus zustrebe, kommt mir eine andere Möglichkeit in den Sinn, und die ist schockierender als das Angestarrtwerden: die Möglichkeit, meine ich, dass es gar nicht Bardou ist.

Ich lache, noch während ich mich umwende. *Nicht Bardou!* Dieselbe gekrümmte kauernde Gestalt. Der rampo- nierte Hut und die zerfetzten Lederstiefel, die ständig drohen, vollends aus dem Leim zu gehen, das aber nie wirklich schaffen. Und der Stumpf, großer Gott! Zuckend wie eine Wünschelrute. *Nicht Bardou?*

Er verschwindet aus meinen Gedanken, sobald ich das Haus betrete. Die Untermieter sind bei ihren Vorlesungen; Mutter ist mit Charlotte, dem Mädchen, zum Palais Royal gegangen, Gardinen kaufen; ich bin allein. Kostbare Minu-

ten liegen vor mir, wollen verplempert werden. Ich schleudere meine Schuhe von den Füßen, lasse mich auf der Rosshaar-Récamière nieder, dem Möbel, auf das sich keiner setzen soll, lese Talmas Bemerkungen in der letzten Ausgabe der *Minerve Française* (die ich bei Père Bonvin mitgehen lassen musste, weil wir uns kein Abonnement leisten können) und ... denke darüber nach, wollte ich sagen, aber *döse* beschreibt es wohl besser. Als es klopft, ist mir, als würde ich aus einer tiefen Schlucht gezogen.

Egal. Ich breite mir die Zeitung übers Gesicht. *Charlotte wird sie wegräumen.*

Ah, Charlotte ist ja nicht daheim. Außer mir ist niemand daheim, und das Klopfen wird lauter und schneller. Ich kann es nicht ignorieren, das habe ich ja bereits, ich habe ein Talent dafür, aber das Pochen wird nur noch dringlicher, und, benommen, wie ich bin, überlege ich allmählich, ob sich darin ein Kode verbirgt, der sich mir nur erschließt, wenn ich die Tür öffne, aber ich habe keine Zeit, mich zu fragen, ob ich ihn überhaupt erschlossen haben möchte, denn schon renne ich in die Diele, ziehe den Riegel zurück, reiße die Tür auf ...

Und da steht Bardou. Den Kopf gesenkt, die Stimme erstickt.

»Bitte tausendmal um Entschuldigung, Monsieur.«

Es ist das Schockierendste, was er je getan hat. Stehen. Meiner Erinnerung nach zum ersten Mal ... und vielleicht auch zum letzten. Seine gebeugte Gestalt beschreibt langsame Kreise. Noch einen Augenblick, und er kann sich nicht mehr halten.

»Brot«, sagt er japsend und stützt sich gegen den Türrahmen. »Könnten Sie ...«

Damit wir uns nicht missverstehen: In mir regt sich in diesem Augenblick nicht das leiseste Fünkchen Mitleid, nur ein entsetztes Kribbeln. Ich möchte nicht, dass er auf

unserem Parkettboden stirbt. Denn selbst wenn es mir gelänge, seinen Leichnam verschwinden zu lassen, würde Mutter es riechen, wenn er in ihr Bohnerwachs sickert, und das wäre ein weiterer Eintrag ins Verzeichnis der Beleidigungen, und bei diesem Verzeichnis handelt es sich nicht um einen Bogen Papier, sondern um etwas endlos sich Ringelndes, halb Flüssiges, es ist die rosa Zunge einer riesigen Schlange, die an meinen Hals schnellt, als ich zu Charlottes Speisekammer springe ...

Bloß nicht auf unserem Fußboden sterben! Bloß nicht auf unserem Fußboden sterben!

Brot ist keines da, aber etwas, das Brot ... ähnelt ... eine Makrone! Eine Woche alt vielleicht. Perfekt.

Ich trudle zurück mit meinem muffigen Gebäckstück, ein schmales Lächeln in mein Gesicht gestrichelt, und auf dem Absatz vor dem Eingang ...

Niemand.

Hinter mir erhebt sich ein Räuspern. Es ist Bardou. Durch eine geheimnisvolle Instanz in unser Speisezimmer verpflanzt. Wo er an der Anrichte lehnt.

»Ich habe ...«

Die Wörter verdorren mir in der Kehle, als er mir die Makrone entreißt und sie mit zwei Bissen verschlingt.

»Pfui«, sagt er und schleudert das Einwickelpapier von sich. »Echsendreck.«

Und lässt sich auf das Sofa nieder, auf dem eben noch ich lagerte. (Dasselbe, auf das sich niemand setzen soll.)

Und wieder kommen die Worte – die Vorhaltungen des Bürgers – nicht klar und deutlich heraus, denn ich bemerke gerade die Veränderung in Bardous Stimme, die mit jeder vergehenden Sekunde Jahre abschüttelt.

Aber das ist nichts gegen die Veränderung, die mit Bardou selbst vorgeht. Er löst sich in seine Bestandteile auf. Die Bänder rieseln von seinem leeren Ärmel, der ihm ver-

bliebene Arm huscht in die Höhlung seiner Brust, und nur Sekunden später taucht auf wundersame Weise ein zweiter Arm da auf, wo vorher nur ein Stumpf war.

Wie eine Hydra, denke ich und gaffe staunend. *Der neue Köpfe nachwachsen.*

»Schauen Sie, mein Freund, ich weiß nicht, was Sie vorhaben ...«

Er achtet gar nicht auf mich, ist zu sehr damit beschäftigt, sich mit den Händen übers Gesicht zu fahren – und wischt Bardous Gesicht dabei regelrecht ab.

Und warum hier aufhören? Warum sich nicht auch die weißen Haare ausreißen, wie ein Vogel, der sich binnen einer Sekunde mausert?

Da steht er, der kecke Nestling. Das Haar: eine feuchte kastanienbraune Grasmatte. Der Mund: sarkastisch gespitzt. Graublau Äuglein sitzen einer üppigen Nase vor. Und, das Beunruhigendste von allem, die allerfeinste Andeutung einer Narbe an seiner rechten Oberlippe.

»Sie sollten ... Sie sollten bedenken«, stammele ich, »dass hier eine Polizeiwache ist, keine zwei Straßen entfernt.«

Der Fremde lächelt in das Taschentuch, das mit den Überbleibseln von Bardou beschmiert ist, und erwidert in seltsam verbindlichem Ton: »Vier.«

»Wie bitte?«

»Vier Straßen«, wiederholt er mit der Geduld eines Priesters. »An der Ecke Cholet und Saint-Hubert. Wir können sofort hingehen, wenn Sie es wünschen.«

Und dann vollzieht sich die bemerkenswerteste Wandlung von allen. Er richtet sich auf. Nein. Das trifft es nicht einmal ansatzweise. Er wächst. Als hätte er plötzlich noch zehn Zentimeter Wirbelsäule aufgestöbert, richtet er sich zu bisher nicht für möglich gehaltener Länge auf. Vor meinen Augen ist aus dem winzigen alten Krüppel von der Straßenecke ein strammer Mann von knapp einsachtzig